



Die Sache mit dem Erfolg

Ein Erzählessay mit Literatur drin. Teil 2

(Teil 1 erschien im Heft 3/2020)

von Karlheinz Rossbacher

Orte intensiven Redens und auch Grübelns über Erfolg und Erfolglosigkeit (und in deren Gefolge über Neid) gibt es viele. Ich erwähnte Theaterkantinen und Fußballerkabinen, Lehrerzimmer und Universitätsinstitute, die Börse und das Zusammensitzen von Fischern in der Taverne: Wer holt mehr Fische aus dem See?

Auch die Literatur ist ein solcher Ort. Milan Kundera schreibt in *Das Buch vom Lachen und Vergessen* (1979): „Jeder leidet nämlich darunter, ungehört und unbemerkt im teilnahmslosen Universum unterzugehen, und will sich deshalb rechtzeitig in ein Universum von Wörtern verwandeln.“ Das ist die Garantie dafür, dass stetig geschrieben wird. Dazu kommt: Das literarische Leben ist öffentlich, Erfolge werden von der Literaturkritik gedruckt oder sprechen sich herum, Misserfolge allerdings auch.

Erfolg ist doch was Schönes – oder?

Wie stehen Schriftstellerinnen und Schriftsteller zu eigenen Erfolgen und denen anderer? Offen zur Schau getragenes Streben nach Erfolg gilt als verpönt, Lob für andere fällt schwer. Eine österreichische Kaiserin, die auf vielen Gebieten für andere Menschen hätte wirken können, aber nur mit sich selbst befasst war, wollte Dichterin sein, unbedingt, und man merkt es vielen ihrer Verse an:

*Stern der festen Willenskraft,
lass im Busen keimen
mir, was nur Erfolg verschafft,
statt nur zwecklos träumen.*

Dagegen zeigte sich der Filmregisseur Federico Fellini, der seine Drehbücher selbst verfasste, „völlig gleichgültig“ gegenüber Wettbewerb und Ranking, so als hätte er keine Willenskraft gegenüber Konkurrenz aufbringen müssen. Allerdings merkte er einmal an, er würde gerne beim Filmwettbewerb in Cannes mitmachen, „wenn man mir die Garantie gäbe, dass ich den Preis bekomme.“ Der bedeutende Lyriker und Zeichner Robert Gernhardt (1937–2006) ließ erkennen, dass er Erfolg an öffentlicher Präsenz maß:

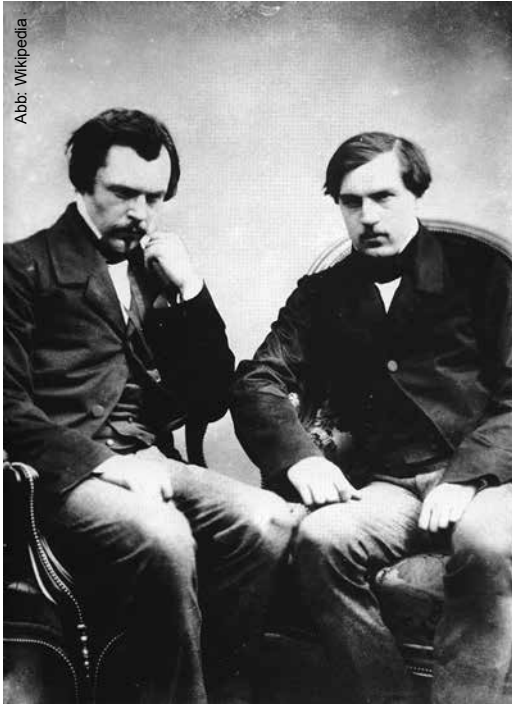
*Eine Zeitlang war Peter Handke das Thema
Dann war auf einmal Durs Grünbein das Thema
Im Grunde war keiner der beiden das Thema
Das Thema war immer: Erfolg.*

*Heute, mein Freund, ist Durs Grünbein das Thema
Morgen ist irgendein anderer das Thema
Du, mein Freund? Du wirst niemals das Thema
Das Thema bleibt immer: Erfolg.*

Dieses poetische Selbstgespräch aus dem Band *Lichte Gedichte* verweist elegant und leicht auf etwas, womit Gernhardt schwer zu Rande kam. Der Titel *Themenwechsel* deutet an, dass er selbst auch ganz gerne einmal das Thema wäre, durchaus wissend, oder auch darauf hoffend, dass sich das Rad des Literaturbetriebs unablässig dreht. Die Ironie bei Gernhardt verweist auf die Tatsache, dass die Rede über Erfolg in der Literatur selten ohne Ambivalenz geführt wird. Helmut Eisendle (1939–2003), ein österreichischer Verfasser reflexionsgesättigter Prosa, brachte es für sich auf den Punkt: „Einerseits will ich beliebt sein, Erfolg haben, begehrt sein, andererseits will ich es nicht.“ Daraus kann man eine Distanzierung von trivialer Massenkultur herauslesen, aber auch eine Ahnung davon, was Erfolg mit einem anstellen kann. Zum Beispiel, dass man von der Öffentlichkeit abhängig wird und zugleich Distanz erlebt. „Die Aura des Erfolgs bildet einen Ring um dich.“ (Fellini)

Erfolg – ambivalent

Hat man einmal einen Blick dafür entwickelt, so purzeln sie daher, die paradoxen Invektiven gegen das Erfolgreich-Sein. Es sind allerdings meist Erfolgreiche, die meinen, so sprechen zu können. Die Brüder Edmond und Jules de Goncourt, die in ihren gemeinsamen Tagebüchern die Gesellschaft der Aufsteiger und Glücksritter im Paris des 19. Jahrhunderts kommentierten, meinten nicht nur den Literaturbetrieb, als sie festhielten: „Der Mann, der den Erfolg nicht verachtet, ist unwürdig, ihn zu haben.“ Der US-amerikanische Erzähler John Updike, der mehrere Male für den Nobelpreis genannt wurde, bilanzierte: „Berühmtheit ist eine Maske, die sich ins Gesicht frisst. (...) Dem ‚erfolgreichen‘ Schriftsteller legt sich ein Film auf die Augen. Seine Augen werden fett.“ Das lässt an den Schweizer Erzähler Robert Walser denken, der ein Leben zwischen dem Wunsch nach Anerkennung und Selbstverkleinerung führte: „Man spürt es sofort, wenn Menschen Erfolge und



Edmond und Jules de Goncourt

Anerkennung aufzuweisen haben, sie werden quasi dick von sättigender Selbstzufriedenheit.“ Woran ist zu denken, wenn man auf den folgenden Aphorismus stößt: „Wer auf Knien geht, verkürzt den Weg zum Erfolg“? Geht es da um das Einschmeicheln bei Verlegern? Doch wohl nicht, denn Verleger halten sich an professionelle Probeleser, nicht an Kniefälle. Den Satz versteht man, wenn man weiß, dass sein (slowenischer) Verfasser Zarko Petan (1929–2014) im kommunistischen Jugoslawien ideologisch nicht gefügig und inhaftiert war. Institutionalisierte Zensur hatte der Publizist und Aphoristiker Joachim Günther zwar nicht im Sinne, aber Statuskletterer, die zu allem entschlossen sind, scheint er genau beobachtet zu haben: „Man verkommt nicht nur nach unten, auch nach oben, auch nach oben.“

Elias Canetti (1905–1994), Literatur-Nobelpreisträger von 1981, war, was Erfolg betrifft und überhaupt, ein Spezialist für Ambivalenz, Widersprüchlichkeit und Aggression. Er bemühte sich im Londoner Stadtteil Hampstead, in dem begüterte, den Nationalsozialisten entkommene Exilanten wohnten, um literarische Reputation. In Hampstead lebte mit ihrer Mutter auch die bedeutende Malerin Marie-Louise Motesiczky (1906–1996), aus einer der Wiener Ringstraßen-Familien. Sie wurde eine seiner Geliebten und sicherte sein Auskommen mit finanziellen Zuwendungen. Canettis noch in Wien geschriebener Debütroman „Die Blendung“ war 1936 erschienen und hatte, zum Beispiel bei Hermann Broch und Thomas Mann, durchaus Anerkennung gefunden, wurde jedoch im Exil wenig wahrgenommen. Die englische Übersetzung von 1946 blieb nicht unbeachtet, aber ein erfolgreicher Exilschriftsteller wie zum Beispiel Thomas Mann oder Lion Feuchtwanger wurde Canetti nicht. Seine Umgebung bekam es zu spüren. Notizen und Aphorismen

aus jener Zeit, bevor er im deutschsprachigen Raum (wieder) anerkannt wurde, klingen nach dem Fuchs, der die Trauben, die er nicht erreicht, als sauer diffamiert: „Erfolg ist der Raum, den man in der Zeitung einnimmt. Erfolg ist die Unverschämtheit des Tages.“

Die von Zeit zu Zeit gestellte und letztlich müßige Frage, ob ein guter Schriftsteller auch ein guter Mensch sein solle, stellt man im Fall Canettis besser nicht. Erfolgreiche Intelligenz tendiert dazu, sarkastisch und beleidigend zu werden. Über eine andere seiner Geliebten, die Schriftstellerin Iris Murdoch, schrieb er einen Essay, der aus seinem Nachlass herausgegeben wurde, aber besser dort belassen worden wäre. Die Schriftstellerin Hilde Spiel, die ihn in ihrem Londoner Exil näher kennengelernt hatte, bezeichnete Canetti einmal als eine „wirkliche Giftspritze“. Was viel später der Aktionist Günter Brus in seinem Buch „Das gute alte Wien“ über Canetti zu sagen hatte, klingt noch schärfer: Giftzwerg, Bösewicht, Neidhammel.

Der nach Erfolg gierende Canetti schrieb zum Beispiel und ließ offen, wen er meinte: „Erfolg, das Rattengift des Menschen, ganz wenige kommen davon.“ Also Trauben nicht nur sauer, sondern auch vergiftet. Als er den Nobelpreis erhielt, zahlte er Marie-Louise von Motesiczky nur einen Teil ihrer Zuwendungen zurück. Der Briefwechsel mit ihr ist, von seiner Seite, durchaus unerquicklich. Er duzt sie, sie siezt ihn. Er heiratete schließlich in der Schweiz, teilte das ihr, die sich Hoffnung auf Verehelichung gemacht hatte, erst eineinhalb Jahre später mit. Ende 1945 hatte er in seinen Aufzeichnungen diese bemerkenswerte Kapriole über Erfolg notiert: „Von den Frauen siegt nicht, die nachrennt, nicht, die davonrennt, sondern es siegt, die wartet.“ Marie-Louise von Motesiczky wartete und verlor. In der Zeit seiner Erfolglosigkeit scheint Canetti nach unten verkommen zu sein, nach dem Nobelpreis nach oben.

Zu Marie-Louise Motesiczky kam ein gewisser Erfolg als Malerin erst spät, die volle Wertschätzung ihrer Bilder erst nach ihrem Tod. Nicht einmal eines gewissen Erfolgs konnte sich die Dichterin Emily Dickinson (1830–1896) erfreuen, die heute als eine der bedeutendsten Vertreterinnen der US-amerikanischen Lyrik gilt. Sie veröffentlichte zu Lebzeiten nur sieben Gedichte, aber nach ihrem Tod fand man eintausendsiebenhundert davon in Schubladen ihres Vaterhauses in Amherst, Massachusetts. (Das Haus wird als Gedenkstätte vom renommierten Amherst College verwaltet und ist jeden Besuch wert.) Emily Dickinson lebte völlig zurückgezogen, kleidete sich in Weiß, verließ früh in ihrem Leben das Haus nicht mehr, schrieb und buk Brot. Sie war keineswegs frei vom Wunsch, Erfolg zu haben, doch meinte sie, sich um Öffentlichkeit zu bemühen würde sie zu viel von ihrer Individualität kosten, ganz abgesehen >>>



von der schwierigen Position einer Frau im Literaturbetrieb. In dieser Ambivalenz richtete sie sich ein: Den ersehnten Erfolg wünschen sich ohnehin nur die, die niemals Erfolg haben. Einerseits ist da das Gedicht *Success is counted sweetest / By those who ne'er succeed*, in dem sie als die Erfolglose erscheint, die sie ja war. Andererseits ist da auch das berühmte Gedicht *I am Nobody! / Who are you*, in dem sie sich selbst satirisch herabsetzt, damit sie auch mit den (männlichen) Selbstanpreisern aus ihrer Zunft so verfahren kann. Aber anders als der Elias Canetti der mageren Jahre betrachtete sie Erfolg nicht als saure, vergiftete Trauben.

Erfolg herzeigen?

Auf eine Frage des Lehrers oder der Lehrerin hob man, wenn man die Antwort wusste, den Arm und zeigte so lange auf, bis man aufgerufen wurde. Taten das mehrere, dann schnipste man auch noch mit den Fingern ungeduldig, um Aufmerksamkeit buhlend. Aber wann begann man, wenn sich keine anderen Hände erhoben, ebenfalls keine zu heben, um nicht als Streber zu gelten? Ab wann war es schick, sich nicht als Primus zu exponieren? Herzuzeigen, was man wusste, wenn auch nicht dem Lehrer, war dann nur beim Einsagen für die Mitschüler löblich. Das Zuflüstern der richtigen Antwort war eine Möglichkeit, die eigene Leistung zur Kenntnis zu bringen, ohne sich dem Primusverdacht auszusetzen. Eine Variante des Verbergens von Erfolgsdenken? Der mit siebenundsechzig Jahren verstorbene Komparatist und Kunstphilosoph Gert Mattenklott fragte einmal: „Warum die Freudlosigkeit und der geringe Stolz im Umgang mit Wissen? – Nirgendwo im Ausland wird man auf jene sinistre ‚Streber‘-Schelte stoßen, mit der an deutschen Schulen und Universitäten Lerneifer bedacht wird.“ (Fügen wir hinzu: auch an österreichischen ...)

Erfolg verstecken?

Zwei Stimmen dagegen: Der Schriftsteller Peter Handke war dreiundvierzig Jahre alt und bereits auf der Erfolgsschiene im deutschen Literaturbetrieb. Als gründlicher Selbstbetrachter stellte er sich auch die Frage nach Erfolg, seinem Erfolg. Im Aufzeichnungsband „Die Geschichte des Bleistifts“ steht zu lesen, in die Er-Form verkleidet: „Warum gegen den Erfolg sein? Er wollte den Erfolg und verachtete die Erfolglosen.“ Denn die kämen nicht an ein Ziel heran, das er, hier dieser Er, für sich sehr hoch ansetzte: Eigenart. Eigenartig zu sein erfordere Klarheit, Entschlossenheit, Formbewahrung.

Der Nobelpreis für Literatur des Jahres 2019 erging an Peter Handke, der fünf Jahre zuvor noch die Abschaffung dieses Preises gefordert hatte. Die Verleihung polarisierte. Viele Stimmen aus dem literarischen Leben, aber auch von

außerhalb, erinnerten sich noch immer daran, dass er während der Jugoslawienkriege für die Seite der Serben Partei ergriffen und auch am Grab Slobodan Milosevics gesprochen hatte. (Vom Genozid von Srebrenica distanzierte er sich im Nachhinein.) Saša Stanišić, Träger des fast gleichzeitig verliehenen Deutschen Buchpreises von 2019, attackierte Handke heftig. Als Journalisten ihn, den Journalistenhasser, zu dieser Kritik befragen wollten, erfuhren sie Beschimpfungen und Diffamierungen. Wahrung der Form gehörte auch diesmal nicht zu seiner Eigen-Art.

Einer der populärsten und vielseitigsten Schriftsteller Italiens, der im Sommer 2019 verstorbene Andrea Camilleri, sagte in einem Gesprächsband klar und ohne es in der Er-Form zu verstecken, er danke dem Allmächtigen dafür, dass er ihm im Alter von zweiundsiebzig Jahren Erfolg beschert habe. Er fügte hinzu: „Nur ein Heuchler würde sagen, dass der Erfolg ihn nicht interessiert.“

Wie man Erfolg nicht versteckt, und zwar ausführlich nicht, zeigt das Beispiel des US-Amerikaners Norman Podhoretz (geb. 1930). Er war eine Größe im literarischen Leben der USA seit den 1950er Jahren, war einflussreicher Kritiker, Buchautor, politischer Berater, Herausgeber der Zeitschrift *Commentary*. Er machte sie ab 1960 zu einem literarisch-politischen Organ von beträchtlichem Einfluss, einem Veröffentlichungsort für eine neokonservative Intelligenz, darunter viele, die, wie er selbst, frühere linke bis linksliberale Positionen verlassen hatten. Im Jahre 1967 veröffentlichte er eine Autobiografie mit dem Titel *Making it – „Wie man es schafft“* oder „Ich schaffe es“ oder „Ich habe es geschafft.“ Das Buch erregte gehöriges Aufsehen: Ein Erfolgreicher schildert darin, ohne Zurückhaltung und unverblümt, seinen Aufstieg zum Erfolg und seine Genugtuung darob.

Norman Podhoretz wurde 1930 in Brownsville, einem armen Viertel von Brooklyn, New York City, geboren – kein guter Ort, um in eine Erfolgsspur zu steigen. Eine Lehrerin, die seine sprachlich-literarische Begabung erkannte, wurde seine Mentorin, meinte aber, dass er einen Platz in der angelsächsisch dominierten Literaturwelt nicht ohne Anpassung erlangen würde. Sie wollte ihn zu einem erfolgreichen WASP, einem Anglo-Saxon White Protestant der Literatur machen, weil aber jüdische Herkunft und Konfession dagegensprachen, zumindest zu einer Kopie eines WASP. „Faksimile-WASP“ sollte er das später ablehnend nennen. Podhoretz nahm sich zunächst vor, eine „sehr lange Reise“ zu bestehen, also die Brooklyn Bridge sowohl realiter als auch metaphorisch in Richtung Manhattan zu überqueren. Das hieß zunächst, ein Literaturstudium zu absolvieren. Am College der Columbia University traf er vor allem auf angelsächsische Söhne aus wohlhabenden Häusern und auf eine dort geübte Praxis, einen Code der Lässigkeit höher zu stellen als gute Studiennoten. Podhoretz entschloss sich, keine



In "Making It," Podhoretz outraged friends by writing candidly about ambition. Illustration by Yann Kebbi in *The New Yorker*, issue May 1, 2017

Zurückhaltung gegenüber Erfolgsstreben und Eifrigsein an den Tag zu legen. Er kannte das Wort „no pain – no gain“. Er war entschlossen, Eifer zu zeigen und den Gewinn nicht zu verstecken, denn er hielt solche Zurückhaltung für falsch und letztlich ungesund. Er hob also, wie in der Schule, gleichsam weiterhin den Arm, schnipste mit den Fingern und setzte sich dem Streberverdacht aus. Er entdeckte im Code der Lässigkeit gegenüber Erfolgsstreben eine auf das 19. Jahrhundert zurückgehende Einstellung. Beim Psychologen William James stieß er auf eine Bezeichnung von „success“ als „bitch goddess“, als Hurengöttin. James hielt Erfolgsstreben für eine nationale Krankheit. Beim englischen Schriftsteller D. H. Lawrence stieß er gar auf die Bezeichnung „the dirty little secret“, gemeint ist Erfolg, den man schamhaft versteckt. Heute unvorstellbar.

Mit fünfunddreißig hatte Podhoretz es geschafft und machte jede Stufe, die er höher kletterte, öffentlich. Er schildert, wie er in Macht-Räumen reüssierte und Macht-Träume verwirklichte: Literaturkritik, Feuilletonseiten, Leitartikel, Zeitschriftengründungen bzw. Herausgeberschaften. Dazu gehört nicht zuletzt auch das Sprechen darüber, wie viel Geld man verdient. Manchmal hört man den Ton eines „Seht her, ich kann’s“ und auch die Entschlossenheit, nicht für einen Faksimile-WASP gehalten zu werden.

Das Buch wurde begrüßt, aber es gab auch gerunzelte Stirnen. Der renommierte Norman Mailer nannte es zwar das Ereignis der Saison, aber in der *New York Times* war zu lesen, es sei zwar ein provozierendes, mutiges, aber auch ein verwundbares (vulnerable) Buch, womit überhebliche, selbstentblößende Abschnitte gemeint waren. Die Zeitschrift *Life*, die sich nicht als speziell literarisches Magazin versteht, balancierte aus: Das Buch sei eine ziemlich bestürzende („rather shocking“) Analyse dessen, was literarischer Erfolg in den USA einem Schriftsteller abfordern kann und welch

lange Wege man gehen muss, ehe man ankommt. Eine Rezension lehnte sich an den Titel an: „Has made it“.

„A Vogerl?“

So oder so oder wie? Obsessives Streben nach Erfolg kann in die Lächerlichkeit führen und auch Wegweiser zu Sucht und Gier werden. Erfolg anzustreben, aber schlechtzureden, solange man noch keinen hat, führt zu Widersprüchlichkeit und Unglaubwürdigkeit. Erfolglosigkeit nobel zu umschreiben, kann zur Resignation führen, in der man es sich mehr oder weniger heiter einrichten kann. Was also?

Wilhelm Genazino, BÜchner-Preisträger des Jahres 2004, im Dezember 2018 verstorben, hat sich über diesen Erfolg und andere zuvor gefreut. Aber er machte sich keine Illusionen. Zwei Jahre später konnte man in einem Essayband Gedanken über die „Wankelmütigkeit“ von Erfolg und Anerkennung lesen. (Für seine letzten Romane war die Anerkennung der Kritik durchaus geteilt.) Erfolg ist zwar nicht, wie das Glück in einem österreichischen Liedchen, ein flatterhaftes Vogerl, aber mit ihm zu rechnen geht nicht an. Martin Walser war in seinen frühen Dreißigern bereits erfolgreich, war sich jedoch der Tatsache bewusst, dass es mit dem Erfolg bald, schon „übermorgen“, vorbei sein könnte.

Zu erleben, dass etwas, was man geschaffen hat, nicht ohne Bedeutung für andere geblieben ist und möglichst lange andauern soll, ist wahrscheinlich ein allgemeiner Wunsch. Und weil man auf der Leiter der Reputation nicht eine bestimmte Sprosse einfach anpeilen kann, ist es ratsam, sich hohe Ziele zu stecken, auch wenn es am Ende nicht so kommt. „Wer sich selbst in die zweite Reihe stellt, kommt nie in die erste.“ Das sagte Theodor Fontane, Vertreter des literarischen Realismus in Deutschland, bevor ihn seine Leserinnen und Leser, wenn auch spät, in die erste Reihe stellten. Über die Gefahr, die dem Entsagen innewohnt, hat sich Friedrich Nietzsche Gedanken gemacht. „Man muss sich hüten, sein Leben auf einen zu schmalen Grund von Begehrlichkeit zu gründen, denn wenn man den Freuden entsagt, welche Staffellungen, Ehrungen, (...) Bequemlichkeiten, Künste mit sich bringen, so kann ein Tag kommen, wo man merkt, statt der Weisheit durch diese Verzichtleistungen den Lebensüberdruß zum Nachbarn erlangt zu haben.“ An all das dachte wahrscheinlich Sigmund Freud, als er an seine Braut Martha Bernays schrieb:

„Der Mensch muss von sich reden machen.“

Was also? Ein Ziel entwerfen und es verfolgen, auch in dem Bewusstsein, dass es vielleicht weder auf geradem, noch auf kurvigem Wege zu erreichen sein wird? Mit vollem Einsatz >>>



rangehen, oder der Umsicht halber etwas langsamer? Soll man sich an die Autobahnweisheit halten, dass, wenn alle auf die Überholspur drängen, man auf der Normalspur schneller weiterkommt? Was für eine Frage an sich selbst wollte der neunundsechzigjährige Johann Wolfgang von Goethe beantworten, als er, rückblickend auf sein Gedicht *Zur Metamorphose der Pflanzen* (1798), schrieb: „Um die Autorschaft ist es eine eigene Sache. Sich um das, was man geleistet hat, zu viel oder zu wenig bekümmern, eines möchte wohl ein Fehler wie das andere sein. Freilich will der lebendige Mensch aufs Leben wirken und so wünscht er, dass seine Zeit nicht stumm gegen ihn bleibe.“

Im Jahre 1862, einige Jahrzehnte, nachdem Goethe diese Aktivitäten eines Autors für sein Werk kommentiert hatte, schrieben die bereits erwähnten Brüder Edmond und Jules de Goncourt, die genauen Beobachter der Veränderung im literarischen Betrieb ihrer Zeit in Frankreich, weitere aufschlussreiche Sätze. Kurz und präzise schildern sie die fortschreitende Kommerzialisierung des Buchwesens und beklagen auch, dass es nicht mehr ausreicht, ein Buch bloß durch ein Inserat anzuzeigen: „In diesem Jahrhundert, namentlich seit ein paar Jahren, genügt es nicht mehr, Autor eines Buches zu sein, man muss zum Domestiken dieses Buches werden, zum Lakai seines Erfolgs, man muss sich für seine Werke die Beine auslaufen. Ich bringe also Exemplare meines Buches hierhin und dorthin, zu ein paar Leuten, die es lesen werden, zu einigen, die es zur Hälfte aufschneiden werden, zu anderen, die darüber reden werden, ohne es zu lesen, und auch zu solchen, die es bei einem Bücherantiquariat, um zu dinieren, versilbern werden.“ An die Stelle des persönlichen Hierhin und Dorthin mag heute Werbung in den Medien getreten sein, aber sich die Beine auszulaufen, wenn auch per Eisenbahn, ist nach vor nötig: Die Verlage legen fest, zu welchen Orten Autor oder Autorin gehörig viele Kilometer reisen müssen, um mit Lesungen zum Erfolg des Buches beizutragen. „Klappern gehören zum Gewerbe.“ (F. X. Kroetz) Auch Goethe ging nicht davon aus, dass eine Leistung sich einfach sieghaft durchsetzt, sondern darum kümmern müsse man sich doch wohl, wie auch immer dieses Von-sich-reden-Machen aussehen mag. Aber es einfach nicht zu tun, sagte er schlicht, „möchte wohl ein Fehler sein“. Goethe selbst klapperte nicht laut, wohl aber verstand er es, gedämpft zu trommeln.

Den Reflexionen über den Erfolg, diesem Erzählessay in zwei Teilen, wird in den folgenden Zaunkönig-Ausgaben ein weiterer, zweiteiliger *Erzählessay mit Literatur drin* folgen: *Die Sache mit dem Neid*.

Karlheinz Rossbacher, geb. 1940 in Waidegg, Kärnten; studierte Germanistik und Anglistik an den Universitäten Wien, Innsbruck, an der University of Kansas in Lawrence; 1966 Dr. phil. an der Universität Salzburg; 1975 Habilitation; 1976 Ao. Univ.-Prof.; 1994 Ernennung zum O. Univ.-Prof. an der Universität Salzburg.

Buchveröffentlichungen seit der Emeritierung 2008: *Alexander von Villers: Briefe eines Unbekannten*, gemeinsam mit Constanze Rossbacher, 2010; *Lesen und Leben. Ein persönliches Alphabet*, 2013; *Zeitreisen. Essays über Bücher, Briefe und Sonstiges*, 2015; *Lesen, Schauen, Staunen. Essays über Literatur und Malerei*, 2017; *Worte und Klänge. Freund der Sprache, Nachbar der Musik*, 2019. Zuletzt: *Dankbarkeiten* (die Buchvorstellung finden Sie auf S. 65).

Weltenbrand von Christine Nyirady

Weil Macht und Gier
auf dem Thron sitzen
Mensch Pflanze und Tier ohne
ein Miteinander leben und

unsere Schicksalsgemeinschaft
zum Göttlichen zerrissen ist
weint der Himmel nicht mehr
er schreit und brennt

Wir alle
sitzen auf einem Vulkan